

Ich stamme aus einer ländlichen Gegend, wo man mit Schnee wenig vertraut ist. Wir sind daran gewöhnt, dass das Licht ausgeht und das Fernsehsignal ausfällt, sodass sich im Bildschirm nur noch spiegelt, was die Kerzen beleuchten. Er wird zum Spiegel derer, die am Tisch sitzen und mit den Öllichtern in ihren Händen spielen, auch Leuchtschmetterlinge genannt. Schmetterlinge, die nie fliegen, nur driften, und die in einem zerknitterten Pappkarton aufbewahrt werden, behütet von einem Heiligenbild und umhüllt vom Geruch und von der Wärme der unter den Unterröcken verborgenen Knie und vom Klang der Schaufel am Kohlebecken. Das Leben geht weiter, und man sitzt mit aufgestützten Ellenbogen da, während das Licht ins Haus zurückkehrt.

Carmen, meine Großmutter mütterlicherseits, die einzige, die mir geblieben ist, hat panische Angst vor Unwettern. Sie mag es gar nicht, wenn keiner da ist, während es blitzt und donnert und der Regen aufs Haus prasselt. Irgendjemand aus der Familie hat mir erzählt, dass sie als junge Frau bei Gewitter einen Salztiegel, in dem eine Schere steckte, unters Bett stellte, um zu verhindern, dass dem Haus und seinen Bewohnern etwas geschieht. Ich habe nie herausgefunden, warum. Danach habe ich sie nie gefragt. Als wäre dieser Akt etwas ganz Normales, ein häusliches Ritual, eine vertraute Übung.

Das Unbekannte zieht uns an. Wenn es im Dorf schneit, feiern wir das auf eine ganz spezielle Art und Weise. Wir stürmen nach draußen, bewerfen uns mit Schneebällen, steigen hinauf zum Hubschrauberlandeplatz und stürzen uns auf Plastikbeuteln als Schlittenersatz den Hang hinab, oder wir nehmen den Wagen und fahren hinaus ins weite Land, um zu sehen, wie die Tiere mit der unbekanntenen Naturgewalt zurechtkommen, und messen mit den Fingern die Dicke der Steppdecke, die den Erdboden zudeckt.

Wenn ich bei meiner Arbeit hinauf in den Norden fahre und plötzlich von Schnee umgeben bin, kann ich nicht aufhören, ihn zu bestaunen. Er zieht mich geradezu magisch an. Manchmal drängt es mich, ihn zu berühren. Es ist nur schwierig anzuhalten, wenn man auf der Autobahn unterwegs ist. Halten geht nur in bestimmten ausgewiesenen Zonen: künstlich angelegte Rastplätze, wo die Landschaft nicht mehr das ist, was sie durchs Autofenster zu sein schien. Die Wege, die zu den Wiesen und dem Ackerland abzweigen, zu den Feldern, wo die Kühe weiden und ihre Schatten in der Abenddämmerung mit den Bäumen verschmelzen, sind nie ausgeschildert. Enttäuschung

stellt sich ein, denn was man sich ersehnte, entpuppt sich als etwas anderes, es scheint gar nicht zu existieren. Der Schnee auf dem Rastplatz kommt einem plötzlich albern vor, fehl am Platz, unnütz. Der Atem passt sich dem Tempo der auf der Autobahn vorbeirauschenden Wagen an. Die Feuchtigkeit lässt dir die Füße klamm werden und erinnert dich daran, dass du eine Fremde an einem nicht minder fremden Ort bist. Kuhglocken, rauchende Schornsteine, Flügelgeflatter lassen dich erahnen, dass es in der Nähe eine Herde, ein Dorf, einen Vogel geben muss. Du nährst dich den Bäumen auf der Suche nach einem kleinen Nest zwischen den Ästen, obwohl du weißt, dass du keins finden wirst. Du blickst zu Boden, doch es gibt keine Spuren außer deinen eigenen. Das, was du während der Fahrt gesehen hast, ist im Rückspiegel zurückgeblieben, zu etwas Unerreichbarem geworden. Du bist fehl am Platz. Mitten auf dem Land und doch nicht. Es gibt weder Tiere noch Häuser, auch keine Nester oder Spuren im Schnee. Die Bäume wurden genauso hierherverpflanzt wie die Picknicktische und Müllcontainer. Es gibt keinerlei Beziehung zur Umgebung.

Ein Rastplatz. Lediglich eine Illusion, die zerfällt, je mehr wir uns ihr nähern, nachdem wir aus dem Wagen gestiegen sind. Eine Fata Morgana. Das Nichts.

Ich stelle keine Salztiegel unters Bett, wenn ein Gewitter aufzieht, doch ich muss unentwegt an all diejenigen denken, die draußen leben und ihm ausgesetzt sind. Ich lebe in dem, was in meinem Rückspiegel passiert, wenn ich unterwegs bin. Ich werde zur reinen Zuschauerin. Ich stelle mir vor, wie die Menschen vor den Bäumen flüchten, sich dem Schnee oder dem Regen ergeben und nach Hause eilen. Ich denke auch an die Tiere, male mir aus, wie sie mit den Wetterkapriolen zurechtkommen. Besonders die Vogelnester beschäftigen mich immer wieder. Nehmen die Jungen die ersten Regentropfen wahr? Ist ihnen das Schwanken der Äste im Wind bewusst? Erkennen sie den Schnee, den Regen, den Wind? Sind sie jedes Mal genauso fasziniert wie ich, wenn es anfängt zu schneien?

Ich musste erst ein Buch schreiben und veröffentlichen – *Cuaderno de campo, Notizen vom Land* –, damit die Geschichten meiner Familie endlich beginnen konnten, allein, unbelastet von Furcht oder Scham, durchs Haus zu wandern. Das geschah nicht bewusst, daheim nahmen die Dinge einfach ihren Lauf, ohne groß beachtet oder hinterfragt zu werden. Vielleicht dachten meine Eltern und Großeltern, was sie mir zu erzählen hätten, sei nicht wichtig oder interessant genug. Heute stelle ich ein wenig beschämt fest, dass wir es als Kinder nicht wagten, Fragen zu stellen. Ich beobachtete, hörte zu, ließ die anderen machen und imitierte sie. Aber ich konnte mich nicht überwinden, Fragen nach meinen Angehörigen zu stellen, nach dem, was auf dem Land geschah, nach den Namen von Bäumen und Tieren, von Samen, Tiegeln und Rezepten. Da ich nicht wusste, wie es bei

meinen Schulkameraden zu Hause zugeht, dachte ich, ihr Leben sei von den gleichen Dingen geprägt wie meins. Das war ein Irrtum. Nicht jeder hat ein Dorf. Nicht jeder kann seine heimische Scholle aufsuchen, den Rock schürzen und die Zutaten fürs Abendessen im Garten ernten. Oder die Herde rufen, die auf Kommando herbeigeeilt kommt. Und da ich diese Lebensgrundlage nicht mit ihnen teilte, habe ich mich abgesondert. Da ich aber auch nicht fragte oder wissen wollte, suchte ich Zuflucht bei den Büchern, um dort die Antworten zu finden, naiv und unwissend, wie ich war, ohne zu begreifen, dass sie viel naheliegender waren, als ich ahnte.

Immer bleiben die Spuren, immer.

Deshalb muss ich, wenn ich unterwegs in Richtung Norden in der Ferne den Schnee erahne oder die ersten Schneeflocken fallen, immer an eine Szene denken, die ich in einem Buch von Eliseo Bayo gelesen habe, ein Band mit Interviews, die er in den Sechziger- und Siebzigerjahren mit Leuten führte, die in den ländlichen Regionen Spaniens lebten und arbeiteten: *Oración de campesinos, Gebet der Landarbeiter*.

Die Szene aus dem Buch von Eliseo Bayo, die ich immer wieder vor Augen habe, wenn ich vom Schnee überrascht werde, gehört zu einem gängigen Ritual der Wanderhirten des Nordens. Wenn es schneite oder regnete, änderten sie ihre Art zu gehen. Einer lief vorneweg, und die anderen traten in seine Fußstapfen, um zu verhindern, dass sie nasse Füße bekamen. Eine Frage des Überlebens. So setzten sie ihren Weg fort, Fußstapfen um Fußstapfen, bis es Zeit zum Essen wurde. Anschließend suchte der Körper zwischen den Tieren mit ihrem warmen Atem Zuflucht vor der Witterung, kleine Kreise, die bei Einbruch der Nacht den Boden mit Klecksen besprenkelten. Das warme, begrenzte Fleckchen Erde schenkte den Wanderern für ein paar Stunden Ruhe, bevor sie sich erneut auf den Weg machten.

Vielleicht ist das der Auslöser: Obwohl mir der Schnee fremd ist, konnte ich nicht anders, als ihn mir zu eigen zu machen. Ich wende den Blick zurück und halte Ausschau, folge auf Zehenspitzen meinen Fußstapfen, sehe meinen Vater und meinen Großvater an, erkenne mich als kleines Mädchen, gespannt darauf fixiert, was sie tun, und fühle mich wie der Wanderhirte, der vorsichtig seine Füße in die Fußstapfen setzt, die der Vorgehende entschlossen vorgezeichnet hat.

Denn schon aus Gewohnheit lernen wir immer von dem, der uns vorangeht, der sich nasse Füße holt, weil er den ersten Schritt macht. Und wie in so vielen Familien und wie in so vielen Geschichten, die sich in diesem Land ereignen, waren diejenigen, die uns den Weg geebnet und ihn von Wasser und Dornbüschen befreit haben, damit die Herde weiterkam, irgendwie immer die Männer. Die Herren der Schöpfung. Die Ersten. Die

Sichtbaren. Die man hervorheben, anerkennen, wertschätzen konnte. Männer, die den Wunsch weckten, man möge so sein wie sie.

Ich gebe zu:

Ich bin eine Frau und die dritte Generation: Mein Großvater war Tierarzt, mein Vater ist Tierarzt, und ich bin es auch. Ich bin die erste Enkelin, die erste Tochter, die erste Nichte. Aber auch die erste Tierärztin. Ich stamme aus einer Familie, die sich seit jeher der Erde, den Tieren, der Viehhaltung verbunden fühlte. Ich hatte eine Kindheit voller Kork- und Steineichen und Olivenbäume, Gemüsegärten, gut gefüllten Vorratskammern und einer Fülle von Tieren. Schon als Kind habe ich die Männer bewundert. Sie waren die Stimme und der starke Arm des Hauses. Eigentlich wollte ich einer von ihnen sein. Von klein auf bis weit in die Pubertät hinein hasste ich die Kleider, die langen Haare, mit denen meine Mutter sich abmühte, und die Puppen, von denen man meinte, dass ich mit ihnen spielen müsste. Ich wollte stark sein, rannte furchtlos hinter der Herde her und stürzte immer wieder, wenn ich kühn den für mein Fahrrad zu großen Spuren auswich, die die Traktoren auf den Feldwegen hinterließen. Ich war immer als Erste zur Stelle, wenn mein Großvater oder mein Vater Hilfe brauchte. Ich wollte sein wie sie. Ihnen beweisen, dass ich ebenso stark und ebenso geschickt war wie sie. Denn eines ist uns von klein auf klar: Echte Männer weinen nicht, haben keine Angst und irren sich nie. Sie wissen immer, was zu tun ist. Ohne Ausnahme.

In dem Alter waren die Frauen in meinem Elternhaus für mich wie Geister, die durchs Haus huschten und unauffällig ihren Geschäften nachgingen. Sie waren unsichtbar. Schwestern eines einzigen Sohnes, wie die portugiesische Schriftstellerin Agustina Bessa-Luís über ihre Kindheit sagte. Schwestern starker Männer. Unsichtbare Frauen im Schatten des Bruders. Im Schatten und im Dienst des Bruders, des Vaters, des Ehemanns und selbst der Söhne. Da gibt es nichts zu deuteln, auch wenn es noch so wehtut. Denn das ist die Geschichte unseres Landes und die von so vielen: Frauen, die im Schatten blieben und ohne Stimme, um den Stern des Hauses kreisend, die schwiegen und machen ließen; treue, geduldige, gute Mütter, die Gräber, Bürgersteige, Fassaden sauber hielten, Jahr für Jahr mit Kalk und Waschlauge hantierten, Sachverständige für Heilmittel, Rituale und Wiegenlieder; Hexen, Lehrmeisterinnen, Schwestern, die in gedämpftem Ton miteinander redeten, die uns ernährten und schützten; die mit den Jahren einfach zu einem weiteren Zimmer, zu einer Ader im Geflecht des Hauses wurden.

Aber wer erzählt die Geschichten dieser Frauen? Wer macht sich daran, unsere Mütter und Großmütter aus ihrer Verbannung zu befreien, aus dem stillen winzig kleinen Raum, der sie auf die Rolle der Gefährtin, vorbildlichen Ehefrau und guten Mutter reduziert? Warum ist es normal geworden, sie aus unseren Erzählungen zu verdrängen und ihnen

nicht auch einen Teil der Geschichte zuzugestehen? Wer hat sich ihrer Räume, ihrer Stimme bemächtigt? Wer schreibt eigentlich über sie? Warum schreiben sie nicht selbst über unseren ländlichen Raum?

Vieles musste geschehen, und viel Zeit musste ins Land gehen, bis ich die Geschichten der Frauen meiner Familie kennenlernen, sie erforschen, mich darin wiedererkennen und stolz darauf sein konnte. Bis ich ohne Scheu Fragen stellen und Antworten finden konnte, nicht zuletzt auch über mich selbst. Die Häuser mussten erst verwaisen, vollkommen absurd, mit ihren Bilderrahmen, aus denen mich ihre Gesichter ständig anstarrten. Sie mussten erst verschwinden, viele von ihnen für immer. Manchmal ohne einen Blick zurück, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, in die man hätte treten können. Vielleicht sind wir Töchter ein wenig spät aufgewacht, doch schließlich stellen wir Fragen und Forderungen, wir erheben unsere Stimme und übernehmen den Stab. Jetzt, da ich mir im Rückblick darüber klar werde, kann ich dieses Gefühl nicht leugnen, das wie das Pendel einer Wanduhr unaufhörlich zwischen Wut und Schuld ausschlägt. Warum gehörten sie nie zu meinen engsten Bezugspersonen? Warum waren sie mir nie ein Vorbild? Warum wollte ich als kleines Mädchen nie sein wie sie?

Es kommt einem seltsam vor, zu einer Zeit, in der wir glücklicherweise in einer feministisch geprägten Gesellschaft leben, eine solche Frage zu stellen, bei der die Antwort auf der Hand liegt. Doch bei genauerem Hinsehen stoßen wir in jeder Familie auf ähnliche Geschichten. Alles, was zu uns ins Haus gelangte, alles, was wichtig war, alles Erfreuliche, sämtliche Großtaten und guten Nachrichten, wurde uns von derselben Stimme zugetragen. Nur der Mann arbeite, hieß es, er dürfe sich ausruhen, wenn er nach Hause komme. Wir schwiegen und verwiesen die in den Schatten, die die Hausarbeit erledigten, die in unseren Dörfern die Ärmel aufkrempeelten und die Röcke schürzten, die beim Abkalben oder Ablammen halfen, im Gemüsegarten schufteten, die Hühner versorgten und Oliven aufsammelten. Man nahm ihnen das Licht, damit als Zentrum der Aufmerksamkeit und als häusliches Fundament immer nur einer leuchtete und wir anderen diesen nicht aus dem Blick oder die Achtung vor ihm verloren. Für uns war es normal, dass unsere Mütter und Großmütter sich um alles kümmerten und mit allem fertig wurden: dem Haushalt, den Kindern, der Feldarbeit, den Tieren. Wir nahmen ihnen ihre Geschichte, ohne uns etwas dabei zu denken. Wir ließen zu, dass es weiterhin die Männer waren, die erzählten und den Weg markierten für diejenigen, die nach ihnen kamen. Sie, unsere Mütter und Großmütter, unsere Tanten, waren uns fremd und vertraut zugleich, sie waren uns nahe und lebten doch auf einem anderen Planeten, mit eigenem Rhythmus und eigener Atmosphäre. Sie sprachen mit uns und erzählten, aber wir verstanden sie nicht, schlicht und einfach, weil wir ihnen nicht zuhörten. Unsere